

Simon Meier, Daniel H. Rellstab,
Gesine L. Schiewer (Hrsg.)

Dialog und (Inter-)Kulturalität

Theorien, Konzepte, empirische Befunde

narr |
VERLAG

Dialog und (Inter-)Kulturalität

Simon Meier, Daniel H. Rellstab,
Gesine L. Schiewer (Hrsg.)

Dialog und (Inter-)Kulturalität

Theorien, Konzepte, empirische Befunde

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der UniBern Forschungsstiftung und der
Burggemeinde Bern.

© 2014 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfälti-
gungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und säurefreiem Werkdruckpapier.

Internet: www.narr.de
E-Mail: info@narr.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-8233-6906-6

Für Ernest W. B. Hess-Lüttich

Inhalt

Daniel H. Rellstab, Simon Meier, Gesine L. Schiewer
Dialog und (Inter-)Kulturalität: Einleitung..... 9

I Dialog und (Inter-)Kulturalität: Theoretische Perspektiven

Jens Loenhoff
Kulturelle Differenz, interkulturelle Kommunikation und die Funktion
impliziten Wissens..... 25

Helmut Richter
Sophistik und Maieutik – Ansätze zur Grammatikalisierung
von Diskursen? 43

Dagmar Schmauks
Verständigung mit grünen Männchen und schwarzen Wolken –
Das Ausloten der Grenzen von Kommunikation in der Science Fiction..... 59

Christopher M. Schmidt
Kommunikationsmodi als Grundlage der Methodenentwicklung
interkultureller Forschung 73

Oliver Winkler
Dialog und Kulturalität in der historischen Dialogforschung –
Überlegungen am Beispiel von Dramentexten 87

II Kulturalität der Dialogforschung: Wissenssoziologische Perspektiven

Simon Meier
Angelsächsische Diskussion und deutsches Gespräch? –
Zur nationalkulturellen Aufladung von Kommunikationsformen
in der Nachkriegszeit 105

Werner Nothdurft
Kulturelle Transzendenz – Soziokulturelle Voraussetzungen des
wissenschaftlichen Nachdenkens über Kommunikation 125

H. Walter Schmitz

„In any conversation ...“ – Zum Anspruch der Konversationsanalyse auf Universalität des Redeaustauschsystems ‚conversation‘ 137

III Kulturelle Dialoge: Empirische Perspektiven

Anne Betten

Interkulturelle Verständigungs- und Beziehungsarbeit in deutsch-israelischen Dialogen 157

Susanne Günthner & Qiang Zhu

Wissenschaftsgattungen im Kulturvergleich – Analysen von Eröffnungssequenzen chinesischer und deutscher Konferenzvorträge 175

Eva Kimminich

Dialogizität im Rap 197

Helga Kotthoff & Daniel Stehle

„Wasch labersch du?“ – Komische Vagheit in der Ethno-Comedy – Die Internet-Komik des Tedros „Teddy“ Teclebrhan 217

Heinz L. Kretzenbacher

Sich und andere auf internationalen wissenschaftlichen Konferenzen vorstellen – Zur sprachlichen Inszenierung von Kulturalität und *lingua franca*-Interkulturalität in der Wissenschaftskommunikation 237

Daniel H. Rellstab

Sie darf im Sportunterricht nicht schwimmen – Interkulturalität und Gender im transnationalen Deutsch-als-Fremdsprache-Klassenzimmer 255

Ingo H. Warnke

Abkehr vom Dialog – Selbstsegregation im urbanen Sprachraum Berlins 275

Verzeichnis der Beiträgerinnen und Beiträger 295

Dialog und (Inter-)Kulturalität: Einleitung

1 Interkulturelle Kommunikation – Probleme und Perspektiven

50 Jahre nach seiner Etablierung hat der Forschungsgegenstand ‚Interkulturelle Kommunikation‘ nichts von seiner Aktualität eingebüßt: In einer zunehmend globalisierten Welt ist der Dialog über kulturelle Sinnengrenzen hinweg zum Alltagsphänomen geworden (cf. Hess-Lüttich 2003a). Die Auswirkungen lassen sich noch in den unzähligen Leitfäden interkultureller Kompetenz bis hin zu den hoffnungsvoll erhobenen Forderungen nach einem Dialog der Kulturen (cf. hierzu kritisch Schiewer 2009; Meier 2013: 333–340) beobachten. Die Theorien und Methoden, die zur Erforschung interkultureller Phänomene in den letzten Jahrzehnten etabliert wurden, bedürfen heute indessen einer genaueren Überprüfung. Viele der Ansätze, die zur Analyse interkultureller Kommunikation verwendet werden, sind heute nicht mehr zeitgemäß und können den Anspruch, die normativen Zugriffe auf gelungene interkulturelle Dialoge empirisch zu fundieren, kaum einlösen (cf. Hess-Lüttich 2009). Probleme ergeben sich aus theoretischer Perspektive an drei zentralen Stellen: der Definition von Kultur, der Sprachvergessenheit und der Definition von Kommunikation.

Auch heute wird noch oft mit Definitionen von ‚Kultur‘ gearbeitet, wie sie in der Anthropologie des frühen 20. Jahrhunderts entwickelt und verwendet wurden. Ein gutes Beispiel dafür bieten die Arbeiten von Stella Ting-Toomey. Zwar weist die Kommunikationswissenschaftlerin in ihrer Einführung *Communicating Across Cultures* darauf hin, dass ‚Kultur‘ ein dynamisches Gebilde, ja gar ein „Rätsel“ sei. Das hindert sie jedoch nicht daran, Kultur Schritt für Schritt zu verdinglichen, um dann zu dem Schluss zu kommen: „While our own culture builds an invisible boundary around us, it also delimits our thoughts and our visions“ (Ting-Toomey 1999: 14; cf. Ting-Toomey 2011). Mit dieser Vorstellung knüpft sie direkt an Edward T. Hall an, der seinerseits in der Nachfolge von Franz Boas, Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf die Vorstellung entwickelte, dass ‚Kultur‘ wie ein Computerprogramm wirke, welches Wahrnehmung und Handeln der Menschen determiniere (cf. Hall 1966). Ting-Toomey ist nicht die einzige, welche ihre interkulturellen Untersuchungen so auf eine problematische Basis stellt. Auch Gert Hofstede definiert ‚Kultur‘ in dieser Weise (cf. Hofstede 2001), und seine Konzeption wird bis heute oft frag- und kritiklos übernommen, so etwa von Edith Broszink-Schwabe (2011), William Gudykunst und Carmen Lee (2003) oder Larry Samovar, Richard Porter und Lisa Stefani (2010).

Gravierender noch als die Vorstellung von Kultur als Software des Geistes dürfte indes die Gleichsetzung von Kultur mit Nation, Ethnie und Sprache

sein, wie sie bei Hall, Hofstede, Ting-Toomey, Gudykunst und anderen sichtbar wird. Hall erweiterte die bei Boas, Sapir und Whorf auf einzelne Sprachgemeinschaften bezogene Vorstellung von ‚Kultur‘ auf ‚Nation‘ und ‚ethnischer Gruppe‘. So konnte er über die „Kultur der Amerikaner“ oder die „Kultur der Araber“ (Hall 1966) schreiben. Dass Gert Hofstede Kultur kurzerhand mit Nation gleichsetzt, ist hinreichend bekannt und wurde schon oft kritisiert, am schärfsten und klügsten wohl von Brendan McSweeney (2002). Nichtsdestotrotz geht auch Ting-Toomey davon aus, dass alle Chinesen, einschließlich der chinesischen Migranten in den USA, sehr ähnlich denken und handeln würden, wie sich etwa in folgender Äußerung zeigt:

An implicit understanding generally exists between a speaker and a hearer in Chinese culture that is essential to maintain relational harmony at all costs in everyday social interaction. (Ting-Toomey 1999: 105)

Eine solche Aussage ist angesichts der räumlichen Ausdehnung Chinas, der kulturellen Vielfalt und der immensen sozialen Stratifizierung zumindest kritisch zu hinterfragen: Gilt dieses „implicit understanding“ auch zwischen dem Fabrikbesitzer in Suizhou City und der Wanderarbeiterin vom Land, zwischen dem Prinzing und der Regierungskritikerin, zwischen dem Banker in Hongkong und dem buddhistischen Mönch in Lhasa? Und was ist mit Kindern chinesischer Immigranten in den USA? Solche Fragen stellen sich Ting-Toomey nicht. China ist für sie ein kultureller und sprachlicher Monolith, schreibt sie doch an anderer Stelle einfach über die „Chinese language“ (Ting-Toomey 1999: 96). Offensichtlich meint sie damit Mandarin; dass es in China neben Mandarin, je nach Zählung, bis zu 297 weitere Sprachen gibt¹, und man schon nur deshalb differenzieren müsste, scheint ihr irrelevant zu sein.

Dieses monolithische, nationalkulturelle Denken, nach dem Sprache, Kultur und Nation eine kohärente Einheit bilden, ist aus dem Alltagsdenken hinlänglich bekannt, von wissenschaftlicher Seite oft als unzureichend kritisiert und in seinen historischen Bedingungen nachgezeichnet worden. Dennoch taucht es in Publikationen zur interkulturellen Kommunikation immer wieder auf. So vergleicht etwa Tae-Sop Lim (2003) sprachliches Handeln der ‚japanischen Kultur‘ mit demjenigen der ‚arabischen Kultur‘, um dann Parallelen zwischen der arabischen, der italienischen Kultur, den slawischen Kulturen, der jüdischen und der afroamerikanischen Kultur zu ziehen:

Italian culture, Slavic cultures, Jewish culture, and American black cultures are also very expressive. These cultures value ‚uninhibited emotional expression‘ whether the feelings are good or bad. (Lim 2003: 64)

Angesichts solcher Konzeptualisierungen sind Ingrid Pillers (2012) Vorwürfe an die Zunft der interkulturellen Kommunikationsforschung nur allzu berechtigt: Sie moniert, dass die Forschung zur interkulturellen Kommunikation an Aktualität und Relevanz verloren hätte, weil sie sich eines antiquierten, nicht mehr zeitgemäßen theoretischen und methodischen Instrumentariums

¹ Cf. <https://www.ethnologue.com/region/EAS> [26.02.2014]

bediene. Und sie bemängelt zurecht, dass oftmals der Sprache kaum hinreichend Beachtung geschenkt werde – obschon Sprache ja das zentrale Medium in interkultureller Kommunikation ist. Piller weist auf die teilweise erstaunlich kruden Vorstellungen des Zusammenhangs von Sprache und Kultur hin, welche sich in populären Publikationen zur ‚interkulturellen Kommunikation‘ finden lassen. Diese gehören leider oft zur Kategorie „weird and wonderful“ (Piller 2012: 31) und sind letztlich unkritische Verballhornungen der Sapir-Whorf-Hypothese. Piller führt ein aus der Perspektive der Germanistischen Linguistik besonders markantes Beispiel an: Chaney und Martin (2004: 96) präsentieren eine Tabelle, in welcher sie „verbal style“ mit „ethnic group“ korrelieren. Für das Deutsche und die Deutschen schreiben sie: „In the German language, the verb often comes at the end of the sentence. In oral communication, Germans do not immediately get to the point.“ Dieses Zitat zeigt erstens, dass die Sachkompetenz der Autorinnen im Bereich der Linguistik generell angezweifelt werden darf, da sie Syntax und Pragmatik vermischen. Zweitens zeigt das Zitat auch, dass die Autorinnen bloß eine vage Vorstellung von der deutschen Syntax haben. Darüber hinaus lässt sich auch hier die Frage stellen, wie umfassend ihre Vorstellung vom ‚Deutschen‘ ist: Würden sie wohl Österreicher und Schweizer ebenfalls als etwas umständliche Kommunikationspartner bezeichnen?

Neben unterkomplexen Vorstellungen von Sprache und Kultur bleibt oftmals auch der Kommunikationsbegriff vage. Ting-Toomey etwa bedient sich aus den unterschiedlichsten Quellen, um einzelne Aspekte von Kommunikation zu diskutieren. Sie greift auf die Nachrichtentechnik zurück, die Semiotik, die Transaktionsanalyse, die Informationstheorie und die Gestalttheorie. Eine konsistente Konzeption von Kommunikation gelingt ihr dabei kaum (cf. Ting-Toomey 1999: 16–21). Laut McDaniel, Samovar und Porter (2010) ist gerade dies von besonderer Wichtigkeit. Sie schreiben:

When studying the union of culture and communication, [...] a succinct, easily understandable definition is in everyone’s best interest. Thus, for us, communication is the management of messages with the objective of creating meaning. (McDaniel/Samovar/Porter 2010: 9)

Wie sich aber in ihren Ausführungen zeigt, basiert ihre Definition auf einem um die Kompetenzen ‚feedback‘ und ‚environment‘ erweiterten Sender-Empfänger-Modell der Kommunikation, das zur Analyse verbaler und non-verbaler Interaktion jedoch nicht geeignet, da zu simpel, ist. Broszinsky-Schwabe (2011) unternimmt den Versuch, Kommunikation auch im Anschluss an Samovar zu definieren. Was Kommunikation aber genau leistet oder eben nicht, geht aus ihren Erörterungen nicht hervor. So schreibt sie zwar, dass Kommunikation ein Prozess sei, „in dem Personen wechselseitig Bedeutungen vermitteln“ (Broszinsky-Schwabe 2011: 27) würden, was als Verdeutschung des zuvor genannten „management of messages“ (McDaniel/Samovar/Porter 2010: 9) interpretiert werden kann. Der Versuch, diese Definition zu erläutern, macht sie jedoch kaum präziser, sondern eher ungenauer:

Menschliche soziale Kommunikation bezeichnet also den über Zeichen oder Symbole vermittelten Austausch sozialer Informationen zwischen Individuen und Gruppen. (Broszinksy-Schwabe 2011: 28)

Zwar schränkt sie den Objektbereich ‚Kommunikation‘ nun auf ‚menschliche soziale Kommunikation‘ ein und greift auf die Semiotik zurück, um diese ‚soziale Kommunikation‘ zu erläutern. Die von ihr verwendete semiotische Terminologie ist jedoch nicht einsichtig: ‚Zeichen‘ fungiert in der Semiotik üblicherweise als Oberbegriff, ‚Symbol‘ benennt eine Subkategorie von Zeichen (cf. de Saussure 1974; Peirce 1982ff.). Zweitens wird nicht klar, wie mit Hilfe von Zeichen oder Symbolen, um ihre Terminologie zu verwenden, der ‚Austausch sozialer Informationen‘ zustande kommt oder eben nicht, da sie es versäumt zu erläutern, wie Zeichen strukturiert sind und was in ihrer Anwendung geschieht.

Die genannten sozialpsychologischen, kommunikations- und betriebswissenschaftlichen Ansätze erfreuen sich großer Beliebtheit, was sich nicht zuletzt anhand der Auflagen und Absatzzahlen der entsprechenden Bücher zeigt. Aber auch die Linguistik beschäftigt sich seit Jahren mit Phänomenen interkultureller Kommunikation. Den Vorwurf der Sprachvergessenheit darf man der linguistisch ausgerichteten Forschung sicherlich nicht machen. Was aber angemahnt werden darf, ist, dass auch hier zuweilen unreflektiert Kultur, Sprache und Nation oder Ethnie in eins gesetzt werden. Dies ist insbesondere in denjenigen Ansätzen der Fall, welche davon ausgehen, dass ‚Kultur‘ der Realisierung sprachlicher Äußerungen zu Grunde liege und diese determiniere. Vertreter dieser Vorstellung können mit Dominic Busch (2009) als Primordialisten bezeichnet werden. Zu diesen sind etwa die frühen sprachvergleichenden Untersuchungen zur Höflichkeit zu zählen, wie sie im Kontext des *Cross-Cultural Speech Act Realization Project* (Blum-Kulka/House/Kasper 1989) gefunden werden können, dessen theoretische Basis und dessen Forschungsdesign bis heute Verwendung findet (cf. etwa Barron 2003; kritisch Pulaczewska 2013). Eine weitere prominente Vertreterin dieses Ansatzes ist Anna Wierzbicka (1997, 2003), die sich explizit an Edward T. Halls Definition von Kultur orientiert. Es erstaunt deshalb nicht, dass sie unbekümmert über „core Australian values“ (Wierzbicka 2003: 3) oder das „Polish ear“ (Wierzbicka 2003: 58) schreibt.

Von diesen Primordialisten unterscheiden sich in theoretischer, aber auch methodischer Hinsicht Sozialkonstruktivisten jeglicher Couleur. Sozialkonstruktivisten, deren wichtigster theoretischer Bezugspunkt ohne Zweifel das Werk von Alfred Schütz ist (cf. Schütz 2004; Schütz & Luckmann 2003), nehmen Abstand von funktionalistischen und funktionalistisch inspirierten Vorstellungen von Kultur. Sie lokalisieren Kultur vielmehr im Bereich der sozialen Handlungen, in welchen sich Denken und Fühlen manifestieren und in denen gleichzeitig ‚Kultur‘ re-konstruiert wird (cf. Busch 2009). Dialog und Kommunikation haben in dieser Tradition immer herausragende Rollen gespielt: Wie Ervin Goffman programmatisch formuliert, wird hier das „Gebiet der Interaktion von Angesicht zu Angesicht, einstmals ein Nebenschauplatz [...] selbst zum Kampfplatz“ (Goffman 1982: 10). Doch werden Dialog und

Kommunikation nicht nur als Prozesse in den Blick genommen, in welchen Verstehen zumindest approximiert wird (cf. Ungeheuer 1987). Sie bilden vielmehr den *locus*, in welchem Kultur entsteht und immer wieder neu verhandelt wird: Laut Harold Garfinkel (1967) machen Interagierende in der Interaktion nicht nur Verstehen sichtbar, sondern zeigen sich gegenseitig auch ständig an, was als normal und richtig gilt. Sprache, Dialog und Kultur sind hier zwar eng verknüpft, eine schlichte Gleichsetzung von Sprache, Kultur und Nation oder Ethnie findet sich jedoch nicht mehr. Der Fokus ist vielmehr auf sprachliche und zunehmend auch nichtsprachliche Praktiken in und zwischen spezifischen *speech communities* (cf. Hymes 1986), auf spezifische *communities of practice* (cf. Wenger 2006) und *small cultures* (cf. Holliday 1999) gerichtet. Diese Gemeinschaften werden nur noch bedingt als monolithisch gedacht, und die Forschung interessiert sich zunehmend dafür, wie Interaktion funktioniert, wenn diese Gemeinschaften multikulturell und multilingual sind. Zu den Sozialkonstruktivisten lassen sich einerseits Vertreterinnen und Vertreter der interaktionalen Soziolinguistik zählen, welche als Teilbereich oder Weiterentwicklung der Dell Hymes'schen Ethnografie der Kommunikation verstanden werden kann (cf. Gumperz & Hymes 1986). Zwar wird auch hier davon ausgegangen, dass soziales Wissen die Basis interaktionalen Handelns bildet. Doch liegt der Fokus auf der immer tentativen und kontextualisierten Anwendung dieses Wissens in der Interaktion (cf. etwa Gumperz 1991; Günthner 1993). Stärker der ethnomethodologischen Konversationsanalyse verpflichtete Ansätze – deren Zugehörigkeit zum Sozialkonstruktivismus jedoch strittig ist (cf. etwa Benwell/Stokoe 2006) – interessieren sich dafür, wie die Verwendung unterschiedlicher Sprachen in der Interaktion organisiert ist (cf. etwa Keim 2007), wie Nationalität und Ethnizität relevant gesetzt werden (cf. etwa Kotthoff 2002; Mori 2003) und zur Abgrenzung gegenüber anderen eingesetzt wird (cf. etwa Hausendorf 2000). Aus sozialkonstruktivistischer Perspektive wird thematisch ein breites Spektrum abgedeckt, und Themen interkultureller Kommunikation werden auch aus kritischer Perspektive analysiert. Die Verwendung von Stereotypen oder deren negative Zuspitzungen hin zu Rassismus oder Sexismus werden vor allem im Forschungsfeld der kritischen Diskursanalyse untersucht (cf. Caldas-Coulthard 2003; Wodak 2001). Dass aus sozialkonstruktivistischer Perspektive auch der Begriff ‚Kultur‘ selbst als Konstruktion in den Blick kommt, ist nur konsequent (cf. Busch 2009). Das sozialkonstruktivistische Paradigma lässt damit den funktionalistischen Kulturbegriff weit hinter sich, und es scheint, dass sich gerade hier nicht nur neue Ansätze für die Erforschung interkultureller Phänomene ergeben, sondern dass damit auch Anschlüsse zu anderen Forschungsbereichen innerhalb einer kulturwissenschaftlich orientierten Sprach- und Kommunikationswissenschaft geschaffen werden können.

An dieser Stelle setzt der vorliegende Band an, der zeigen möchte, wo sprach- und kulturwissenschaftlich orientierte Forschung zum Thema der interkulturellen Kommunikation heute steht, wie die Zusammenhänge von Dialog bzw. dialogischem Sprachgebrauch und Kultur konzeptualisiert werden und welche empirischen Erkenntnisse in diesem theoretischen Rahmen

möglich sind. Dabei kommen Vertreterinnen und Vertreter verschiedenster Ansätze auch über das sozialkonstruktivistische Paradigma hinaus zu Wort. Das Bemühen um eine konsistente methodologische Basis jenseits der eingangs kritisierten monolithischen Kulturkonzepte zeigt sich in den theoretischen Klärungen des Begriffs der interkulturellen Kommunikation ebenso wie in den empirischen Beiträgen – und auch der wissenschaftliche Kommunikationsbegriff selbst wird auf seine Kulturalität hin reflektiert.

2 Übersicht über den Band

Die Beiträge im ersten Teil *Dialog und (Inter-)Kulturalität* widmen sich der Frage nach angemessenen theoretischen Modellierungen des Zusammenhangs von dialogischer Kommunikation und Kultur. Denn obgleich die linguistische Dialogforschung ebenso wie kommunikationswissenschaftlich orientierte Forschungsansätze darin übereingehen, dass der Kulturbegriff in jeder Kommunikationstheorie eine wesentliche Rolle spielen soll, bleibt die Frage relevant, welchen Stellenwert etwa Mehrsprachigkeit oder Aspekte der Fremdheit in Dialogtheorien einnehmen, die sich mit Interkulturalität befassen. Dabei sind solche theoretischen Ansätze gefordert, welche die Komplexität ihres Gegenstandsbereichs nicht durch vermeintlich objektive, dabei aber stets simplifizierende Zuschreibungen auflösen.

Jens Loenhoff nimmt in seinem Beitrag „Kulturelle Differenz, interkulturelle Kommunikation und die Funktion impliziten Wissens“ theoretische Unzulänglichkeiten etablierter Ansätze einer mit kultureller Differenz befassten Kommunikationsforschung in den Blick, die aus der einseitigen Konzeptualisierung von Wissen als propositionalem Wissen erwachsen. Als Korrektiv wird ein Begriff des impliziten Wissens systematisch entfaltet, der die Ressourcen für kreative und flexible Situationsbewältigung auch über kulturelle Sinn Grenzen hinweg in der vorreflexiven Teilhabe an sozialen Praktiken bestimmter kultureller Milieus verortet. Ein solches Verständnis impliziten Wissens ermöglicht mithin einen realistischeren Blick auf die vielfältigen Probleme interkultureller Kommunikation, die sich nicht durch Explikation etwa in Form von landeskundlichen ‚Kultur-Knigges‘ angemessen abbilden lassen. *Helmut Richter* unternimmt in seinem Aufsatz „Sophistik und Maieutik – Ansätze zur Grammatikalisierung von Diskursen?“ den Versuch einer Klärung, was die aus dem antiken Griechenland überlieferten Fragetechniken der Sophistik und der Maieutik unterscheidet und was sie gemeinsam haben. Richter weist nach, dass beide Techniken, gleichwohl sie in der Forschung gemeinhin als konträre Entwürfe bezeichnet werden, ein gemeinsames gesprächsorganisatorisches Interesse eint, welches auf die Ermöglichung von nicht-direktivem Handeln abzielt. Sophistik und Maieutik erscheinen so als frühe, erst durch moderne sprach- und kommunikationswissenschaftliche Erkenntnisse eingeholte Ansätze einer systematischen und zugleich ethisch bedeutsamen Diskurstheorie. *Dagmar Schmauks* wiederum untersucht in ihrem Beitrag „Verständigung mit grünen Männchen und schwarzen Wolken:

Das Ausloten der Grenzen von Kommunikation in der Science Fiction“ ein Szenario, das als Extremfall von interkultureller Kommunikation beschrieben werden kann, nämlich die zumindest gegenwärtig noch hypothetische Kommunikation mit Außerirdischen. Die anhand von vier klassischen Science-Fiction-Romanen erörterte Frage, wie mit dem vermutlich völlig Anderen zu kommunizieren sei, wirft Licht auf die kognitiven und semiotischen Voraussetzungen von Kommunikation überhaupt und liefert Außenansichten der irdischen Zivilisation, die im Zeichen des Fremden auch das Verständnis des Eigenen vertiefen können. *Christopher M. Schmidt* stellt in seinem Beitrag „Kommunikationsmodi als Grundlage der Methodenentwicklung interkultureller Forschung“ die Frage nach der Vergleichbarkeit von Ergebnissen interkultureller Kommunikationsforschung, die wie jede wissenschaftliche Forschung stets methoden- und kulturbedingt perspektiviert sind. Den einander ausschließenden Annahmen eines radikalen Relativismus einerseits und eines Universalismus andererseits stellt er in Auseinandersetzung mit einschlägigen Theorien interkultureller Kommunikation einen dritten Weg gegenüber, der die relationale Aussagegültigkeit interkultureller Forschungsergebnisse systematisch reflektiert und dadurch nachvollziehbar macht. Die konkrete Umsetzung dieses dritten Weges wird anhand einer Fallstudie zur kulturkontrastiven Textsortenforschung aus dem Bereich der Wirtschaftskommunikation vorgeführt. *Oliver Winkler* zeigt in seinem Beitrag „Dialog und Kulturalität in der historischen Dialogforschung“, dass eine sprachwissenschaftliche Analyse von literarischen Dialogen kommunikatives Handlungswissen zutage fördert, welches für die Frage nach der Kulturalität dialogischer Handlungsformen relevant ist. In Auseinandersetzung mit etablierten Ansätzen der historischen Dialogforschung und ihren theoretischen Grundlagen wird deutlich, dass die Beschränkung auf einzelsprachliche Perspektiven zu kurz greift, wenn die untersuchten Texte Gegenstand kultureller Transfers sind. Dies wird anhand einer exemplarischen Analyse eines Dialogs aus Schnitzlers Reigen verdeutlicht, der u. a. auf Schwedisch adaptiert wurde und so die historisch-kulturellen Kontexte der Dialogsorte Ehekonflikt deutlich macht.

Im zweiten Teil, überschrieben mit *Kulturalität der Dialogforschung: Wissenssoziologische Perspektiven*, wird nach der Kulturalität von Dialogkonzepten selbst gefragt. Denn trotz der Etabliertheit interkultureller Kommunikationsforschung wird die wissenssoziologische Dimension der Kulturspezifik und auch Historizität der Theorien einschließlich der darauf aufbauenden Forschungsmethoden bisher kaum reflektiert (cf. Kincaid 1987; Linke 2008; Meier 2013). Es bedarf der Erinnerung, dass die linguistische Dialogforschung nur eine von mehreren traditionsreichen und auch kulturell situierten Ansichten vom Dialog ist (cf. Hess-Lüttich 1996; 2001). Die Beiträge dieses Themenblocks gehen somit der bisher vernachlässigten Frage nach, worin kulturspezifische Prägungen dialoglinguistischer Denkstile (cf. Fleck 1980) bestehen.

Simon Meier geht in seinem Beitrag „Angelsächsische Diskussion und deutsches Gespräch? Zur nationalkulturellen Aufladung von Kommunikationsformen in der Nachkriegszeit“ der Frage nach, welche wissenssoziologischen Gegebenheiten die Thematisierung von Kommunikation in der Zeit

nach 1945 prägten und auch in die linguistische Konzeptualisierung des Gesprächs fortwirken. Anhand einer Vielzahl gesprächsreflexiver Texte der Nachkriegszeit wird herausgearbeitet, wie der im Zuge der alliierten Demokratisierungspolitik propagierten und daher oft als fremd bezeichneten Diskussion das vermeintlich typisch deutsche Gespräch gegenübergestellt wurde. Es zeigt sich, dass auch die für die Sprachwissenschaft so zentralen Konzepte wie „Gespräch“ und „Dialog“ auf spezifische kulturelle Kontexte verweisen und ideologisch vereinnahmt werden können. *Werner Nothdurft* diskutiert in seinem Beitrag „Kulturelle Transzendenz. Soziokulturelle Voraussetzungen des wissenschaftlichen Nachdenkens über Kommunikation“ Grundzüge des modernen Selbstverständnisses westlicher Gesellschaften, die auch die wissenschaftliche Reflexion über Kommunikation im Rahmen der Gesprächsanalyse weithin unbemerkt prägen. In Auseinandersetzung mit einigen gesprächsanalytischen Grundannahmen wird gezeigt, dass hier kulturelle Dominanzen wie Individualität, Instrumentalität, Rationalismus und Optimismus am Werke sind, die es für eine epistemologisch wohlbegründete Gesprächsanalyse zu reflektieren gilt. *H. Walter Schmitz* arbeitet in einer sorgfältigen Neulektüre und Analyse des berühmten Aufsatzes von Harvey Sacks, Emanuel Schegloff und Gail Jefferson mit dem Titel „A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for Conversation“ (1974), der als einer der programmatischen Grundagentexte der ‚conversation analysis‘ zu bezeichnen ist, erstens den darin vertretenen conversation-Begriff heraus. Zweitens weist er den von Sacks, Schegloff und Jefferson vertretenen Anspruch, dass „conversation“ eine über alle Kulturgrenzen hinweg sinnvolle Kategorie sei, gestützt auf empirische Beispiele zurück. Schmitz argumentiert, drittens, dass die extrakommunikative Bestimmung von „conversation“ als Redeaustauschsystem sowohl den kulturspezifischen Ausprägungen von Kommunikationsformen als auch den Erwartungen und Zielen von Kommunikatoren fremd und äußerlich bleiben muss.

Im dritten Teil, überschrieben mit *Kulturelle Dialoge: Empirische Perspektiven*, versammelt der Band empirische Untersuchungen dialogischer Sprachgebrauchsweisen in spezifischen (inter)kulturellen Kontexten, die zeigen, wie und wo Kulturalität von den Kommunikationsteilnehmern selbst inszeniert und metakommunikativ thematisiert wird (cf. Hinnenkamp 2009: 190) – bis hin zur ästhetischen Stilisierung in Medien und Kunst (vgl. Hess-Lüttich 2003b). Dabei werden verschiedene Kommunikationsmodi und -bereiche in den Blick genommen. Auch der Gebrauch einer vordergründig kulturelle und sprachliche Differenzen einebnenden ‚lingua franca‘ (vgl. Danesi & Rocci 2009) und Bewältigungsstrategien interkultureller Missverständnisse bilden wiederkehrende Bezugspunkte. Die Beiträge des empirischen Themenblocks zielen somit auch darauf, die in den theoretischen Beiträgen diskutierten Konzepte und Sichtweisen auf ihre empirische Anwendbarkeit hin zu überprüfen.

Anne Betten präsentiert in ihrem Beitrag „Interkulturelle Verständigungs- und Beziehungsarbeit in deutsch-israelischen Dialogen“ Ausschnitte aus narrativen Interviews mit Angehörigen der 2. Generation deutschsprachiger

Emigranten in Israel. Die Analysen machen deutlich, wie Interkulturalität hier auf verschiedenen Ebenen zum Tragen kommt, die nicht nur die spezielle Gesprächskonstellation des Interviews auf der Sach- und Beziehungsebene, sondern auch die Identitätswürfe der Interviewten umfassen. Die in den Interviews zu beobachtenden vielfältigen Formen und Funktionen des Code-Switching werden so als Wechsel zwischen verschiedenen Epochen, Sinn- und Lebenswelten interpretierbar. *Susanne Günthner* und *Qiang Zhu* nehmen in ihrem Beitrag „Wissenschaftsgattungen im Kulturvergleich – Analysen chinesischer und deutscher Konferenzvorträge“ die in dem hochgradig internationalisierten Kommunikationsraum der Wissenschaft gleichwohl nachweisbare Kulturspezifität der kommunikativen Praktik der Vortragseröffnung in den Blick. Die zwischen Gattungsanalyse und kulturanalytischer Linguistik angesiedelte Untersuchung zeigt etwa, dass in den deutschen Eröffnungen einleitende Diskurspartikel üblich sind, die im chinesischen als Ausdruck von Nervosität gedeutet würden. Dagegen reden die chinesischen ReferentInnen sämtliche im Publikum vertretene Statusgruppen explizit an. Der Beitrag zeigt auch, dass erst die Kooperation von WissenschaftlerInnen unterschiedlicher kultureller Herkunft das in der interkulturellen Forschung virulente Problem der Nostrifizierung fremder Kulturen umgehen kann. *Eva Kimminich* geht in ihrem Beitrag „Dialogizität im Rap“ von Bachtins Dialogizitätskonzept aus, um vor dem Hintergrund des soziokulturellen Kontexts der Hip Hop-Kultur die appellative, rekonstruktive und konative Kraft des Rapsongs offenzulegen. Sie zeigt, wie in Rapsongs mit Hilfe von Reim und Rhythmus ein ‚third space‘ konstituiert wird, in dem sich Sprecher und Hörer ‚einfinden‘ können. In diesem Raum wird die Glaubwürdigkeit der Äußerungen anhand von externen und internen Fokalisierungsobjekten hergestellt und verhandelt. Eine besondere Rolle spielen dabei Fokalisierungsvorgänge, die auf eine persönliche sinnliche Wahrnehmung zurückgeführt werden. Sie dienen dem Beweis der ‚here-and-nowness‘ des fokalisierenden Subjekts in der ‚textual actual world‘. Der ‚third space‘ des Rap erweist sich insofern nicht nur als eine mentale Konstruktion, sondern auch als ein Handlungsspielraum. *Helga Kotthoff* und *Daniel Stehle* diskutieren in ihrem Beitrag „Wasch labersch du? – Komische Vagheit in der Ethno-Comedy“ ein überaus erfolgreiches youtube-Video des Schauspielers *Tedros Teclebrhan*, in dem der Hypertypus des bildungsfernen, jungen und männlichen Migranten gezeichnet wird. Die Analyse zeigt, wie in dem Video kulturelle Wissensbestände auf eine Weise relevant gesetzt und evaluiert werden, die sich wegen ihrer gezielten Überzeichnungsverfahren als „overdoing culture“ beschreiben lässt. Die Analyse u. a. der Nutzerkommentare zu dem Video gibt zudem Aufschluss über die Rezeption und Bewertung solcher transkultureller Comedy. *Heinz L. Kretzenbacher* stellt in seinem Beitrag „Sich und andere auf internationalen wissenschaftlichen Konferenzen vorstellen“ die Ergebnisse einer quantitativen Erhebung zum Anrede- und Vorstellungsverhalten in der hochgradig internationalisierten Wissenschaftskommunikation vor. Dabei zeigen sich nicht nur nationale Unterschiede innerhalb der beiden plurizentrischen Sprachen Deutsch und Englisch, sondern bei den deutschsprachigen InformantInnen

auch deutliche Unterschiede in ihrem deutschen und englischen Vorstellungsverhalten. Die Kommentare der Befragten machen zudem deutlich, wie gerade dieser Bereich der akademischen Kommunikation von den Beteiligten als Ort der Inszenierung und auch Problematisierung von Kulturalität erfahren wird. *Daniel Rellstab* illustriert in seinem Beitrag „Sie darf im Sportunterricht nicht schwimmen“ anhand einer um konversationsanalytische Instrumente erweiterten Kategorisierungsanalyse, wie Lehrperson und Schülerinnen und Schüler die Kategorisierung ‚Kind mit Migrationshintergrund‘ im als interkulturell gerahmten ‚Deutsch als Fremdspracheunterricht‘ interaktiv bearbeiten. Seine Analyse weist nach, dass weder ein problematisches Kulturverständnis noch überkommene Gendervorstellungen aus Lehrmitteln und Klassenzimmer verschwunden sind. Gleichzeitig führt sie vor Augen, dass auch im transnationalen Klassenzimmer ‚interkulturelle Kompetenz‘ und eine reflexive Haltung bezüglich kultureller Vielfalt nicht einfach dadurch entsteht, dass Kinder mit unterschiedlichen Migrationshintergründen gemeinsam unterrichtet werden. *Ingo H. Warnke* zeigt in seinem Beitrag „Abkehr vom Dialog. Selbstsegregation im urbanen Sprachraum Berlins“, dass die in vielen empirischen Untersuchungen zu interkultureller Kommunikation unterstellte Bereitschaft zum Dialog keineswegs grundsätzlich angenommen werden kann. Seine Analyse von Beschriftungen urbaner Oberflächen im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg macht deutlich, dass hier vielmehr Tendenzen der Selbstsegregation zu beobachten sind, die monologisch konstituierte Orte der sprachlichen Gleichgerichtetheit hervorbringen. Weit entfernt von ausgelassenen Multikulturalitätskontexten entstehen so Kommunikationsräume, die sich einem Bemühen um dialogisch-interkulturellen Austausch gezielt verweigern.

Die Publikation des vorliegenden Bandes wurde ermöglicht durch großzügige Druckkostenzuschüsse der UniBern Forschungsstiftung und der Bürgergemeinde Bern. Michael Stolz und Elke Hentschel (Bern) haben das Publikationsvorhaben und die Fördergesuche unterstützt. Maria Fritzsche (Berlin) hat bei der Einrichtung der Grafiken geholfen. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Der vorliegende Band ist angeregt durch die Arbeiten von Ernest W. B. Hess-Lüttich, der das Thema „Dialog und (Inter-)Kulturalität“ in seinem ganzen Facettenreichtum ausgeleuchtet hat und dabei vor vermeintlichen Fachgrenzen nie Halt gemacht hat. Ihm ist dieser Band gewidmet.

Literatur

- Auer, Peter 1999: *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*, Tübingen: Niemeyer
- Barron, Anne 2003: *Acquisition in Interlanguage Pragmatics. How to Do Things with Words in a Study Abroad Context*, Amsterdam: Benjamins
- Benwell, Bethan & Elisabeth Stokoe 2006: *Discourse and Identity*, Edinburgh: Edinburgh University Press
- Blum-Kulka, Shoshana / House, Juliane / Kasper, Gabriele 1989: *Cross-Cultural Pragmatics: Requests and Apologies*, Norwood: Ablex

- Broszinsky-Schwabe, Edith 2011: *Interkulturelle Kommunikation. Missverständnisse – Verständigung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Busch, Dominic 2009: „The Notion of Culture in Linguistic Research“, in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 10 (1): Art. 50, im Internet unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0901508> [21.3.2014]
- Caldas-Cozulthard, Carmen Rosa 2003. „Cross-Cultural Representation of ‚Otherness‘ in Media Discourse“, in: Weiss, Gilbert / Wodak, Ruth (eds.): *Critical Discourse Analysis. Theory and Interdisciplinarity*, Hampshire etc.: Palgrave Macmillan, 272–296
- Chaney, Lilian H. / Martin, Jeanette S. 2004: *Intercultural Business Communication*, London: Pearson Education
- Danesi, Marcel / Rocci, Andrea 2009: *Global Linguistics. An introduction*, Berlin: Mouton de Gruyter
- Fleck, Ludwik 1980: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Goffman, Erving 1982: *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Gudykunst, William B. / Lee, Carmen M. 2003: „Cross-Cultural Communication Theories“, in: Gudykunst, William B. (ed.): *Cross-Cultural and Intercultural Communication*, Thousand Oaks etc.: Sage, 7–33
- Gumperz, John J. 1991: „Contextualization Revisited“, in: Auer, Peter / Di Luzio, Aldo (eds.): *The Contextualization of Language*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 39–53
- Gumperz, John J. / Hymes, Dell 1986 (eds.): *Directions in Sociolinguistics. The ethnography of communication*, Oxford etc.: Blackwell
- Günthner, Susanne 1993: *Diskursstrategien in der interkulturellen Kommunikation. Analysen deutsch-chinesischer Gespräche*, Tübingen: Niemeyer
- Hall, Edward T. 1966: *The Hidden Dimension*. New York etc.: Anchor Books
- Hausendorf, Heiko 2000: *Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der Wiedervereinigung*, Tübingen: Niemeyer
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (1992): „Zur Rhetorik des Dialogs. Eine multidisziplinäre Forschungsübersicht in sechs Perspektiven“, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 18, 218–241
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (2001): „Gesprächsanalyse in der Literaturwissenschaft“, in: Brinker, Klaus / Antos, Gerd / Heinemann, Wolfgang / Sager, Sven F. (eds.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin/New York: de Gruyter, 1640–1655.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (2003a): „Interkulturelle Kommunikation“, in: Wierlacher, Alois / Bogner, Andrea (eds.): *Handbuch Interkulturelle Germanistik*, Stuttgart: Metzler, 75–81
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (2003b): „Interkulturelle Medienwissenschaft und Kulturkonflikt“, in: *Linguistik online* 14(2), 89–106
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (2009): „Vorwort“, in: Hess-Lüttich, Ernest W. B. / Müller, Ulrich / Schmidt, Siegrid / Zelewitz, Klaus (eds.): *Kommunikation und Konflikt. Kulturkonzepte der interkulturellen Germanistik*, Frankfurt/M. etc.: Lang: 5–19
- Hinnenkamp, Volker 2009: „Intercultural communication“, in: Senft, Gunter / Östman, Jan-Ola / Verschueren, Jef (eds.): *Culture and Language Use*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 185–201
- Hofstede, Geert 2001. *Lokales Denken, globales Handeln. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management*, München: dtv
- Holliday, A. 1999: „Small cultures“, in: *Applied Linguistics* 20(2), 237–264

- Hymes, Dell H. 1986: „Models of the Interaction of Language and Social Life“, in: Gumperz, John J. / Hymes, Dell 1986 (eds.): *Directions in Sociolinguistics. The ethnography of communication*, Oxford etc.: Blackwell, 35–71
- Keim, Inken 2007: *Die ‚türkischen Powergirls‘: Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim*, Tübingen: Narr
- Kincaid, D. Lawrence (ed.) 1987: *Communication Theory. Eastern and western perspectives*, San Diego u.a.: Academic Press
- Kotthoff, Helga (ed.) 2002: *Kultur(en) im Gespräch*, Tübingen: Narr
- Lim, Tae-Sop 2003: „Language and Verbal Communication Across Cultures“, in: Gudykunst, William B. (ed.): *Cross-Cultural and Intercultural Communication*, Thousand Oaks etc.: Sage, 53–72
- Linke, Angelika 2008: „Zur Kulturalität und Historizität von Gesprächen und Gesprächsforschung“, in: *Gesprächsforschung* 9, 115–128
- McDaniel, Edwin R. / Samovar, Larry A. / Porter, Richard E. 2010: „Using Intercultural Communication: The Building Blocks“, in: McDaniel, Edwin R. / Samovar, Larry A. / Porter, Richard E. (eds.): *Intercultural Communication. A reader*, Boston: Wadsworth, 4–19
- McSweeney, Brendan 2002: „Hofstede's Model of National Cultural Differences and their Consequences: A Triumph of Faith – a Failure of Analysis“, in: *Human Relations* 55(1): 89–118
- Meier, Simon 2013: *Gesprächsideale. Normative Gesprächsreflexion im 20. Jahrhundert*, Berlin/Boston: de Gruyter
- Mori, Junko 2003: „The Construction of Interculturality: A study of initial encounters between Japanese and American students“, *Research on Language and Social Interaction* 36 (2): 143–184
- Peirce, Charles S. 1982ff.: *Writings of Charles S. Peirce. A Chronological Edition*, hg. v. M. H. Fisch et al., Bloomington etc: Indiana University Press
- Piller, Ingrid 2012: „Intercultural Communication: An overview“, in: Paulston, Christina / Bratt Kiesling, Scott F. / Rangel, Elizabeth S. (eds.): *Handbook of Intercultural Discourse and Communication*, Hoboken: Wiley-Blackwell, 3–18
- Pulaczewska, Hanna 2013: „You Get What You Put In: Elicited production versus spontaneous verbal interaction in cross-cultural comparison“, in: *Intercultural Pragmatics* 10(4): 647–678
- Samovar, Larry A. / Porter, Richard / Stefani, Lisa A. 2010: „Hofstede's Value Dimensions and Hall's High Context/Low Context“, in: Zhu Hua (ed.): *The Language and Intercultural Communication Reader*, Abingdon etc.: Routledge, 49–58
- Saussure, Ferdinand de 1974: *Cours de linguistique générale*, ed. critique par R. Engler, Wiesbaden: Harrassowitz
- Schiewer, Gesine L. 2009: „Der ‚Dialog der Kulturen‘ als Problem einer interkulturellen Kommunikationskultur. Anmerkungen zur Initiative der Vereinten Nationen“, in: Hess-Lüttich, Ernest W. B. / Müller, Ulrich / Schmidt, Siegrid / Zelewitz, Klaus (eds.): *Kommunikation und Konflikt. Kulturkonzepte der interkulturellen Germanistik*, Frankfurt/M. etc.: Lang, 19–47
- Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas 2003: *Strukturen der Lebenswelt*, Stuttgart: UTB
- Schütz, Alfred 2004: „Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns“, in: Strübing, Jörg / Schnettler, Bernt (eds.): *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte*, Konstanz: UVK
- Ting Toomey, Stella / Chung, Leeva C. 2004: *Understanding Intercultural Communication*, Oxford: Oxford University Press
- Ting-Toomey, Stella 1999: *Communicating Across Cultures*, New York: Guilford Press
- Ting-Toomey, Stella 2011: *Understanding Intercultural Communication*, Oxford: Oxford University Press

- Ungeheuer, Gerold 1987: *Kommunikationstheoretische Schriften*. 2 Bände. Aachen: Alano Rader
- Wenger, Etienne ¹⁴2006: *Communities of Practice: Learning, meaning, and identity*, Cambridge: Cambridge University Press
- Wierzbicka, Anna 1997: *Understanding Cultures Through Their Key Words. English, Russian, Polish, German, and Japanese*, Oxford etc.: Oxford University Press
- Wierzbicka, Anna ²2003. *Cross-Cultural Pragmatics. The semantics of human interaction*, Berlin/New York: de Gruyter
- Wodak, Ruth 2001: *Critical Discourse Analysis in Postmodern Societies*, *Folia Linguistica xxxv/1-2 – Special Issue*, Berlin: Mouton

I Dialog und (Inter-)Kulturalität: Theoretische Perspektiven

Kulturelle Differenz, interkulturelle Kommunikation und die Funktion impliziten Wissens

1 Einleitung

Der Frage, wie kulturelle Differenz, implizites Wissen und die spezifischen Probleme interkultureller Kommunikation miteinander zusammenhängen und welche Argumente die im Titel suggerierte Verbindung rechtfertigen, möchte ich in drei Schritten nachgehen. Nach einer kurzen Bemerkungen zu meinem konzeptionellen Vorverständnis interkultureller Kommunikation werde ich den Begriff des impliziten Wissens anhand eines Systematisierungsvorschlages klären, um dann anschließend zu plausibilisieren, warum ein solcher Begriff eine geeignete Formulierungsmöglichkeit für Probleme einer mit kultureller Differenz befassten Kommunikationsforschung darstellt und damit zur Behebung einiger Einseitigkeiten beitragen kann.

Unter „interkultureller Kommunikation“ verstehe ich zunächst eine Praxis der Handlungskoordination über kulturelle Sinn Grenzen hinweg. Sprachliche Kommunikation fällt exemplarisch unter diese Kategorie; nicht alle Formen der Handlungskoordination jedoch sind über den Gebrauch von Sprachzeichen gesteuert. Im Fall interkultureller Kommunikation dürfte es sich mittlerweile nicht nur um einen ubiquitären Vollzugsmodus multikultureller Gesellschaften und einer im Kontakt mit fremden kulturellen Lebensformen außerhalb der eigenen Gesellschaft zu beobachtenden Kommunikationspraxis handeln, sondern zugleich um einen Indikator kultureller Differenzierung, die sich jenseits interpersonaler Kommunikation als anonymer Transformationsprozess vollzieht. Die sich im Kontext einer solchen Differenzierung einstellenden reflexiven Haltungen gegenüber den normativ-kulturellen Grundlagen sozialer Praktiken, die sich zu Differenz- und Alteritätsdiskursen verdichten und als spezifisch modernes „Kontingenzbewusstsein“ die Selbstbeschreibung moderner Gesellschaften prägen, machen zugleich deutlich, inwiefern Praktiken der Koordination des Handelns nicht nur von den Fähigkeiten der Perspektivenübernahme abhängen, sondern auch von Geltungsfragen, denen im Hinblick auf die Voraussetzungen von Anerkennung oder Toleranz gegenüber fremden kulturellen Praktiken im Kontext der jeweiligen epistemologischen und theoretischen Vorentscheidungen freilich ein recht heterogener Status zukommt. Allenthalben genannte Dissensquellen wie Kopftuch und Moscheebau, Mohammed-Karikaturen oder die Beschneidung von Säuglingen und Knaben deuten nämlich an, dass diesbezügliche Positionen nicht allein durch ein Mehr oder Weniger an interkultureller Kompetenz

bestimmt werden, sondern durch normative Diskurse, deren Legitimationsressourcen sich bekanntlich nicht im gut Gemeinten erschöpfen.

Angesichts dieser diffusen und uneinheitlichen Begriffslage ist eine weitere gegenstandstheoretische Vorbemerkung angezeigt. Die Rede von interkultureller Kommunikation ist nur trennscharf, wenn sie voraussetzt, dass Akteure die im Kontext ihrer sozialen Praktiken gemachten Kontrasterfahrungen auf kulturelle Differenz zurückführen oder auf das, was sie dafür halten, zumal die vielfältigen Erwartungsenttäuschungen schließlich auch Unterschieden in Alter, Geschlecht, Bildung, Lebensstil etc. zugeschrieben werden können. Ohne eine solche Bestimmung bleibt der Gegenstandsbezug des Terminus „Interkulturelle Kommunikation“ einigermäßen unklar. Damit ist zugleich angedeutet, dass die Zurechnung auf kulturelle Differenz selbst eine kultur- und kontextspezifische Zuschreibung ist, insofern die Schwelle dessen, was als das kulturell Fremde erfahren wird, in verschiedenen Gesellschaften oder Handlungskontexten bekanntlich unterschiedlich situiert ist. Kommen wir aber zunächst zum Begriff des impliziten Wissens.

2 Zum Begriff des impliziten Wissens

Wissen, so jedenfalls der breite Konsens innerhalb der Humanwissenschaften, gilt als Schlüsselbegriff menschlicher Praxis. Was man tut, scheint auf einem Wissen zu beruhen, und wer etwas kann, verfügt offenbar über ein Wissen, das demjenigen, dessen Handeln scheitert, wenigstens zum Zeitpunkt seines Handelns unzugänglich ist. Unser abendländischer Wissensbegriff hat dabei seit der griechischen Antike einen notorisch epistemischen Charakter. Als Wissen gilt nämlich nicht irgendeine Eingebung oder ungeprüfte Behauptung, sondern nur eine gesicherte, methodisch gewonnene und darüber hinaus kommunizierbare Erkenntnis. Zu diesem epistemischen Begriff des Wissens will freilich nicht passen, dass wir auch dort auf erfolgreiche Praktiken stoßen, wo ein solches gesichertes und kritisierbares Wissen nicht so recht identifizierbar ist. Unbestreitbar zeigen selbst im Reich subhumaner Natur zahllose Organismen eine Vielfalt von Verhaltensformen, die ihre Existenz sichern, ohne dabei in unserem Sinn über ein Wissen zu verfügen. Offenbar ist Wissen also „ein Gradphänomen zwischen der Untergrenze des technischen Könnens und der Obergrenze des epistemisch-deklarativen Erklären- und Begründen-Könnens, das wir normalerweise ‚Wissenschaft‘ nennen“ (Knobloch 2012: 198).

Trotz der starken Aufladung des Wissensbegriffs mit der Vision wissenschaftlich gesicherten Wissens ist der Verdacht, dass ein solches propositionales Wissen nicht alles umfasst, was wir den menschlichen Fertigkeiten und Vermögen zurechnen, im Prinzip so alt, wie der Wissensbegriff selbst. So fordert die sich bereits von der platonischen Philosophie absetzende *Nikomachische Ethik* des Aristoteles von einem Handeln, das tugendhaft sein will, nicht die Kenntnis von Regeln und die Beherrschung formaler Verfahren, sondern vielmehr ein auf die Spezifik der jeweiligen Situation abgestimmtes

„Gespür“ für das angemessene Handeln. Aristoteles nennt diesen Schlüsselbegriff seiner Ethik φρόνησις („phrónesis“), der als „prudentia“ ins Lateinische übertragen wurde und letztendlich so viel bedeutet wie ein taktvoller Umgang miteinander, eine für die Staatskunst notwendige praktische Klugkeit, schließlich auch eine angemessene Deutung eingelebter Praktiken (cf. Günther 1988: 216ff.). In diesem aristotelischen Kontextualismus, der dem späteren Formalismus Kants und dessen Regelkonzept diametral entgegen steht, benennt der Begriff der φρόνησις ein gleichsam prä-epistemisches Problem, das der praktischen Philosophie zu Grunde liegt und als eine Art Selektionsprinzip den Prozess des Abwägens hinsichtlich der kontingenten Momente der Situation auf den Begriff bringen soll. Die mit einer solchen φρόνησις verbundene Frage nach der Klugheit des Handelns und dessen Voraussetzungen hat Gadamer (1960: 261) in seiner Interpretation des Begriffs in die Forderung nach der Angemessenheit des Verstehens transformiert und dies zunächst auf das historische Verstehen bezogen. Dies kommt besonders prägnant in seiner Bemerkung zum Ausdruck, in Wahrheit gehöre die Geschichte nicht uns, sondern wir gehörten ihr, weil wir noch vor jeder Reflexion immer schon in diese Geschichte verstrickt seien. Selbst wenn Gadamer zu seiner Zeit die Sicherheit des Überlieferungsgeschehens noch ungeniert unterstellen mochte, lässt sich die Relevanz und die Aktualität des hier angesprochenen Problems für den Begriff des impliziten Wissens bereits deutlich erkennen. Auch Autoren wie Heidegger, dessen Fundamentalontologie bekanntlich keinen geringen Einfluss auf die Philosophie Gadamers hatte, oder Merleau-Ponty, dessen Phänomenologie der Wahrnehmung die leibliche Verankerung der Akteure in der Welt hervorhebt, artikulieren ebenso eine Skepsis bezüglich des Primats expliziten Wissens wie der Pragmatismus Deweys oder Wittgensteins Begriff des Sprachspiels, dessen Verschränkung mit der Praxis einer Lebensform die Quelle primordialer Gewissheit bildet. Andere Ansätze wie etwa die Wissenssoziologie Mannheims (1980), die die Bedeutung vorreflexiver Weltverhältnisse im Kontext eines geteilten Erfahrungsraumes erschließt, oder die von Ryle (1949) vor dem Hintergrund antidualistischer Motive entwickelte Unterscheidung von *knowing how* und *knowing that*, schließlich Polanyis Schlüsseltext *Tacit Knowledge* (1966) und vor allem Bourdieus (1980) prominenter Begriff des „habitus“ und des „sens pratique“ stimmen trotz ihrer Verankerung in heterogenen Traditionen darin überein, dass Welt- und Selbstverhältnisse primär praktische, leibliche, sensomotorisch fundierte, emotionale und existentielle Verhältnisse sind, die erst sekundär mental prägnante, reflexive und begriffliche Formen annehmen. Ihr gemeinsames Credo ist ein Anticartesianismus und ein Antimentalismus, der darauf besteht, dass wir längst schon handeln, bevor wir nachdenken, dass wir die Welt erst einmal unreflektiert erfahren und dass wir nicht mit Skepsis, sondern mit praktischen Gewissheiten beginnen. Und es sind diese Gewissheiten und die durch sie gestützten sozialen Praktiken, die unsere kulturellen Lebensformen und die ihnen zugehörigen Sprachspiele zusammenhalten und reproduzieren.¹

¹ Zur Rekonstruktion der genannten Autoren hinsichtlich ihres Beitrages zu einer Theorie

Unter „implizitem Wissen“ – so könnte eine erste Formulierung lauten – sollen diejenigen Fertigkeiten und Fähigkeiten verstanden werden, die es uns ermöglichen, an dieser primären und vorreflexiven Sozialität teilzuhaben und sie zu reproduzieren. Ich werde im Folgenden einige Merkmale impliziten Wissens spezifizieren, an denen seine Relevanz für das Verständnis und die Analyse kultureller Differenzerfahrungen in den Blick kommen dürfte.

3 Merkmale impliziten Wissens

Implizites Wissen ist im Gegensatz zu explizitem Wissen *fundamental*, weil es propositionalem Wissen zu Grunde liegt und zu seinen Voraussetzungen gehört. Es wird nicht durch Besuche in Bibliotheken und dem Nachschlagen in Fachbüchern erworben, sondern in primären und direkten Umgangserfahrungen mit anderen Akteuren. Diese fundamentalpragmatische These vom Vorrang impliziten Wissens bedeutet, dass explizite Überzeugungen stets auf einen Hintergrund implizit bleibender praktischer Fertigkeiten angewiesen sind. Zu wissen, was der Fall ist, erwächst aus der Fähigkeit, sich an Praktiken zu beteiligen, und das heißt: zu wissen, wie etwas zu tun ist. Gegenüber diesen vorbegrifflichen, in sozialer Praxis erworbenen Primärerfahrungen haben die reflexiven Einstellungen einen epiphänomenalen Status. Etwas zum Thema machen, erwägen, erklären oder wissenschaftlich zu durchdringen setzt immer schon die Fähigkeiten der Akteure zu adäquaten Situationsdefinitionen und zu elementaren kommunikativen Praktiken voraus. Unser primärer Zugang zur Welt erfolgt im Modus der „Zuhandenheit“ (Heidegger 1986: 66ff.) und hat den Charakter eines praktischen Könnens. Er liegt jenseits bewusster Zwecksetzung, denn noch bevor wir überhaupt Pläne haben, Ziele definieren oder den Einsatz von Mitteln erwägen, sind wir bereits in diese Welt verstrickt. In diesem Sinne meint „Verstehen“ nicht die kontemplative oder reflektierende Einsicht in Sachzusammenhänge oder Motive von Personen, sondern die Fähigkeit zum praktischen Handeln im Sinne eines „Sich-auf-etwas-Verstehens“. Struktur, Anschließbarkeit und Verständlichkeit sozialen Handelns verdanken sich nämlich nicht kognitiv manifesten Überzeugungen, der Komplementarität von Interessen und Werten oder eines diskursiv erzielten Konsenses über Geltungsansprüche, weil wir uns längst vorher schon in immer bereits erschlossenen lebensweltlichen Sinnhorizonten bewegen. Die vorintentionale und vorprädikative Einbettung von Akteuren in eine intersubjektive soziale Praxis stützt sich folglich nicht auf explizites Wissen und bestimmte Einstellungen hinsichtlich ihrer Wahrheitsansprüche, sondern auf präreflexive praktische Gewissheiten, die sich als Tiefenschicht unhinterfragter lebensweltlicher Selbstverständlichkeiten als das bestimmen lassen, was hier „implizites Wissen“ heißen soll.²

impliziten Wissens cf. Loenhoff (2012c).

² Cf. dazu vor allem Wittgensteins Überlegungen in *Über Gewißheit* (1984b) und Heideggers Analyse der innerweltlichen Erschlossenheit des Daseins in *Sein und Zeit* (1986).

Mit dieser Nichtexplizitheit eng zusammen hängt der Befund, dass implizites Wissen *inkorporiert* ist, insofern es als eine *Form* des Wissens sprachlich oder sprachanalog nicht dargestellt werden kann. Noch bevor Akteure über Sprache und Begriffe verfügen, sind sie schon längst leiblich, das heißt wahrnehmend und sich bewegend, in der Welt verankert.³ Und sie sind es auch beim Sprechen als einem sensomotorischen Vollzug. Orientierung im Raum, Eigenbewegung, Abstand zu Dingen und Personen, Ausdrucksdeutung, Geschmack oder Körperschema lassen erkennen, was man sich unter einer inkorporierten und habitualisierten Urteilskraft vorzustellen hat. Selbst wenn der Erwerb einer solchen ästhetischen Urteilskraft durch sprachliche Ausdrücke gestützt und strukturiert wird, ist die dazu notwendig sprachliche Kreativität selbst auf implizites Wissen als ihre ermöglichende Bedingung angewiesen. Wenn man sich die expressiven, multimodalen und multisensorischen Dimensionen eines lebendigen Gesprächs vor Augen führt, dürfte schnell klar werden, inwiefern die kommunikative Kompetenz einschließlich der Sprachkompetenz ein leibliches praktisches Können darstellt. Insofern nicht nur der hantierende Umgang, sondern auch das kommunikative Handeln durch implizites Wissen gestützt ist, sind Explikationen auch nicht per se mit den Akten der Versprachlichung identisch.

Implizites Wissen ist *holistisch*, weil die Praktiken, die es ermöglicht, keine singulären und isolierbaren Praktiken sind. Vielmehr sind sie untrennbar mit anderen und weiteren Handlungszusammenhängen verwoben, denen Verweisungshorizonte entsprechen, die aufgrund ihrer Ganzheitlichkeit nicht repräsentierbar bzw. infolge der Totalität dieser Sinnhorizonte nur selektiv thematisierbar sind.⁴ Mit dem Prädikat „holistisch“ ist mithin die Kritik an bedeutungs- und wahrheitstheoretischen Positionen verbunden, die glauben, dass sich elementare Einheiten oder abgrenzbare Zustände angeben lassen, die als Wissen auftreten könnten, ohne in einem verzweigten Verweisungszusammenhang mit anderem Wissen und anderen Praktiken zu stehen. Wenn einzelne Handlungen und einzelne Akte der Prädikation nur vor dem Hintergrund von sozialen Praktiken und ihrer Verschränkung mit einer kulturellen Lebensform verstanden werden können, dann wird klar, dass der stets hochselektiven Thematisierung und dem daraus resultierenden expliziten Wissen keine primäre Funktion für die situierte Koordination des Handelns zukommen kann. Nur ein Wissen, das sich einer erschöpfenden Explikation entzieht, kann eine solche pragmatische Funktion überhaupt erfüllen (cf. Renn 2006: 261). Gerade in Bezug auf Sprache und Kommunikation ist ein

³ Merleau-Ponty (1945: 168) hat dies in umfangreichen Studien am alltäglichen Wahrnehmen und Handeln gezeigt und treffend auf die folgende Formulierung gebracht: „Il s’agit d’un savoir qui est dans les mains, qui ne se livre qu’à l’effort corporel et ne peut se traduire par une désignation objective.“

⁴ Heidegger (1986: 76) hatte programmatisch ein solches „In-der-Welt-sein“ als das „unthematische, umsichtige Aufgehen in den für die Zuhandenheit des Zeugganzen konstitutiven Verweisungen“ begriffen. Zu den bedeutungstheoretischen Konsequenzen cf. Dreyfus (1980). Inwiefern sich die §§ 31–33 von *Sein und Zeit* (1927) als eine Theorie impliziten Wissens interpretieren lassen, habe ich an anderer Stelle zu zeigen versucht (cf. Loenhoff 2012b).